

Beiträge zur germanistischen Sprachwissenschaft

Herausgegeben von
Ludwig M. Eichinger
und
Hans-Werner Eroms

Band 21



BUSKE

MAIKO NISHIWAKI

Zur Semantik des deutschen Genitivs

Ein Modell der Funktionsableitung
anhand des Althochdeutschen



BUSKE

Gedruckt mit Unterstützung
des Deutschen Akademischen Austauschdienstes

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar. ISBN 978-3-87548-598-1

ISSN 0946-0578

© Helmut Buske Verlag GmbH, Hamburg 2010. Alle Rechte, auch die des
auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der Über-
setzung, vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung
einzelner Textabschnitte durch alle Verfahren wie Speicherung und Übertra-
gung auf Papier, Filme, Bänder, Platten und andere Medien, soweit es nicht
§§ 53 und 54 URG ausdrücklich gestatten. Druck und Bindung: Druckhaus
„Thomas Müntzer“, Bad Langensalza. Werkdruckpapier: alterungsbeständig
nach ANSI-Norm resp. DIN-ISO 9706, hergestellt aus 100% chlorfrei ge-
bleichtem Zellstoff. Printed in Germany.

www.buske.de

INHALT

VORWORT	VII
ABKÜRZUNGEN	IX
1. EINLEITUNG	1
1.1 Forschungssituation und Zielsetzung	2
1.1.1 Der adverbale Genitiv	3
1.1.2 Der adnominale Genitiv	10
1.1.3 Ziel der Arbeit	12
1.2 Aufbau der Arbeit	14
2. DER PARTITIVE GENITIV	17
2.1 Charakterisierung der partitiven Genitivobjekte	17
2.1.1 Was ist 'partitiv'?	17
2.1.2 Der ablativische Charakter des Genitivs	24
2.2 Entstehung des partitiven Genitivs	35
2.2.1 Vom ablativischen zum partitiven Genitiv	35
2.2.2 Entwicklung des partitiven Genitivs	40
2.3 Partitivität und Indefinitheit	47
2.3.1 Die 'indefinite' Lesart des partitiven Genitivs	47
2.3.2 Affinität zwischen Partitivität und Indefinitheit	49
2.3.3 Vom partitiven zum indefiniten Genitiv	55
2.4 Zusammenfassung des zweiten Kapitels	60
3. DER OBJEKTPGENITIV	63
3.1 Charakterisierung des Objektsgenitivs	63
3.2 Reinterpretation des partitiven Genitivs	67
3.2.1 Der Genitiv bei Verben des 'Ziels'	68
3.2.2 Metapher als Grammatikalisierungsmotiv	77
3.3 Die kausale Funktion des Genitivs	85
3.3.1 Der Genitiv bei Verben der Äußerung	85
3.3.2 Der Genitiv bei Gemütsbewegungsverben	91

3.3.3	Der kausale vs. instrumentale Genitiv	96
3.3.4	Fallstudien: Der Genitiv bei <i>büßen</i> , <i>loben</i> , <i>tadeln</i> und <i>spielen</i>	98
3.3.5	Die neutralen pronominalen Genitive <i>es</i> , <i>thes</i> , <i>wes</i>	103
3.4	Die Herkunft der kausalen Funktion des Genitivs	105
3.5	Zusammenfassung des dritten Kapitels	113
3.6	Exkurs: Der Genitiv bei <i>genießen</i>	115
4.	DER ADNOMINALE GENITIV	121
4.1	Genitivus partitivus	122
4.1.1	Charakterisierung des Genitivus partitivus	122
4.1.2	TYPE vs. TOKEN	125
4.1.3	Quantitätsbezeichnung des Genitivs	129
4.1.4	Umbildung der Quantitätsbezeichnung	132
4.2	Der Genitiv bei Indefinitpronomina	135
4.2.1	Der Genitiv bei <i>wiht</i>	135
4.2.2	Der Genitiv bei <i>iowiht</i>	142
4.3	Der Genitiv im Skopus der Negation	143
4.3.1	Verstärkung der Negation	143
4.3.2	Der Genitiv bei <i>niawiht</i>	145
4.4	Der nichtpartitive Genitiv	150
4.4.1	Semantik und Syntax des nichtpartitiven Genitivs	152
4.4.2	Das Verhältnis von adnominalem Genitiv und bestimmtem Artikel ..	156
4.4.3	Der personenbezogene Genitiv	159
4.4.4	Exkurs: Der possessive Dativ	163
4.5	Die Grundstruktur des adnominalen Genitivs	166
4.6	Zusammenfassung des vierten Kapitels	174
5.	ERGEBNISSE UND AUSBLICK	177
5.1	Die Unifizierung der Funktionen des Genitivs	177
5.2	Verbleibende Fragen	184
	LITERATURVERZEICHNIS	187
	Primärtexte	187
	Sekundärliteratur	190
	SACH- UND SPRACHENREGISTER	205

VORWORT

Die vorliegende Arbeit ist eine leicht überarbeitete Fassung meiner Dissertation, die im Wintersemester 2009/10 von der Fakultät für Sprach- und Literaturwissenschaften der Ludwig-Maximilians-Universität München angenommen wurde. Im Mittelpunkt steht die Unifizierung der Funktionen sowohl des Genitivs bei Verben als auch des Genitivs bei Nomina. Die Ermittlung einer allgemeinen Bedeutung für den Kasus wurde dabei nicht angestrebt. Die Arbeit befasst sich vielmehr mit der Frage, wie sich die verschiedenen Funktionen des Genitivs voneinander ableiten lassen. Die Ableitungsprozesse werden nicht in erster Linie als eine diachrone Funktionsentwicklung des Genitivs verstanden, da alle Funktionen bereits in den ältesten Sprachstufen des Deutschen belegt sind. Stattdessen wird eine Modellierung der Ableitungsprozesse versucht, die auf verschiedenen Stufen von Genitivlesarten beruht. Dabei spielt die Verwendung von Metaphern und Metonymien eine ausschlaggebende Rolle. Die Ableitungsprozesse können durch beide Verarbeitungsstrategien bewirkt sein. In der vorliegenden Arbeit werden die Genitivvorkommen im Althochdeutschen und im Mittelhochdeutschen untersucht, wobei der Schwerpunkt auf dem Althochdeutschen liegt. Die Arbeit hat demnach zum Ziel, ein Ableitungsmodell vorzulegen, das zeigen soll, dass alle Genitivverwendungen motiviert sind.

An dieser Stelle möchte ich nicht versäumen, mich bei allen zu bedanken, die zum Entstehen dieser Arbeit beigetragen haben: Allen voran zu danken habe ich meiner Doktormutter Prof. Dr. Elisabeth Leiss, die mich immer durch wertvolle Anregungen und persönliche Ermutigungen unterstützt hat. Zudem hat sie mir durch ihre Vorlesungen sowie Seminare neue Perspektiven in der Linguistik eröffnet.

Des Weiteren danke ich meiner Zweitgutachterin PD Dr. Christiane Wanzeck für ihre zahlreichen Ratschläge, die besonders zur Übersichtlichkeit der Gliederung dieser Arbeit beigetragen haben. Daneben gilt mein Dank Prof. Dr. Hans Sauer, der den Part als Drittprüfer meiner Disputation übernommen hat.

Ein großer Dank geht an Prof. Dr. Werner Abraham (Universität Wien). Er hat mich immer wieder durch seinen fachlichen Rat gefördert. Danken möchte ich auch Prof. Minoru Shigeto (Universität Tokyo), der mir seit meinem Magisterstudium in Tokyo beigestanden hat. Seine anspruchsvollen Kommentare haben diese Arbeit sehr beeinflusst. Ebenso zu danken habe ich Prof. Dr. Shin Tanaka (Universität Chiba), den ich am Oberseminar von Prof. Leiss kennengelernt habe. Seine Hinweise und Kommentare haben mir die Verbesserung der Arbeit an vielen Stellen ermöglicht. Ferner möchte ich Dr. Simone Falk und Dr. Sonja Zeman für

ihr sorgfältiges Korrekturlesen und ihre hilfreichen Anmerkungen danken.

Außerdem danke ich dem Linguistischen Internationalen Promotionsprogramm (LIPP) ein strukturiertes, interdisziplinäres Graduiertenstudium. Ebenso zu Dank verpflichtet bin ich dem Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD), der mir durch die Gewährung eines Stipendiums den Weg zu einem Promotionsstudium in Deutschland gebahnt hat.

Schließlich bedanke ich mich bei den Herausgebern der „Beiträge zur germanistischen Sprachwissenschaft“ für die Aufnahme meiner Arbeit in diese wissenschaftliche Reihe.

Insbesondere aber danke ich meinen Eltern für ihre langjährige Unterstützung. Ohne sie hätte ich den begonnenen Weg kaum zu Ende gehen können.

Tokyo, im September 2010

Maiko Nishiwaki

ABKÜRZUNGEN

Verzeichnis der in den Transkriptionen verwendeten Abkürzungen:

ABL.	Ablativ
ADJ.	Adjektiv
AKK.	Akkusativ
DAT.	Dativ
DEF.ART.	definiter Artikel
DEM.PRON.	Demonstrativpronomen
F.	Femininum
GEN.	Genitiv
GERUNDIUM.	Gerundium
INDEF.ART.	indefiniter Artikel
INDEF.PRON.	Indefinitpronomen
INTERRO.PRON.	Interrogativpronomen
INF.	Infinitiv
INSTR.	Instrumentalis
KOMP.	Komparativ
M.	Maskulinum
N.	Neutrum
NEG.	Negation
NOM.	Nominativ
OPT.	Optativ
PART.	Partitiv
PART.PRÄS.	Partizip Präsens
PART.PRÄT.	Partizip Präteritum
PERS.PRON.	Personalpronomen
PF.	perfektiv
PL.	Plural
POSS.PRON.	Possessivpronomen
PRÄP.	Präposition
PRÄT.	Präteritum
REL.PRON.	Relativpronomen
SG.	Singular
1	erste Person
2	zweite Person
3	dritte Person

1. EINLEITUNG

»Hast du schwedischen Geldes?« fragte die Prinzessinträumerisch. [...] »Ja, ich habe schwedische Kronen«, sagte ich.
(Tucholsky. Schloß Gripsholm. S. 27f.)

Die Passage von Tucholsky dürfte für den heutigen Leser seltsam klingen. Er würde sich wahrscheinlich eine Dame mit theatralischen Gebärden – vielleicht Goethe oder Schiller zitierend – vorstellen. So antiquiert erscheint heutzutage der Genitiv als Objektskasus bei vielen Verben. In älteren Sprachstufen dagegen würde dieser Fragesatz funktionieren, und zwar in dem Sinne, ob der Erzähler eine unbestimmte Geldmenge, die wiederum Teil einer größeren Menge ist, habe. Es handelt sich also beim Genitivobjekt um eine nicht näher bestimmbar Menge, die im Neuhochdeutschen durch die Auslassung des Artikels – wie im Antwortsatz mit dem Akkusativ – ausgedrückt werden kann.¹

Auseinandersetzungen mit verlorenen Bedeutungen und die damit verbundene Entstehung neuer Bedeutungen gelten als eines der Hauptanliegen der diachronischen Sprachforschung. ‘Bedeutungen’ beschränken sich hier nicht auf lexikalische Bedeutungen, sondern beziehen sich auch auf grammatische Bedeutungen, welche die phonologischen, morphologischen und syntaktischen Regularitäten in einer Sprache aufweisen. Sie betreffen auch die Kasus. Es stellt sich nun die Frage, was für eine bzw. welche Bedeutung(en) der Genitiv hatte und welche er heute noch hat. Im Fragesatz bei Tucholsky bezeichnet der Genitiv eine Partitivität des Objektgegenstandes, auch wenn man mit der grammatischen Konstruktion heutzutage nichts mehr anfangen kann. Die partitive Bedeutung des Genitivs scheint aber bei einer attributiven Konstruktion wie *die Bedeutung des Genitivs* irrelevant zu sein. ‘Attribut’ ist ja eine syntaktische Funktion und keine semantische. Hat der attributive Genitiv eine semantische Funktion, wie der Genitiv als Verbalobjekt eine partitive Funktion hat? Wenn ja, dann stellt sich die Frage, in welchem semantischen Zusammenhang die beiden Genitive stehen. Warum funktioniert der partitive Genitiv nicht mehr? Eine Frage führt zu einer weiteren Frage.

Zunächst soll dargestellt werden, wie sich die aktuelle Forschungssituation gestaltet. Im Folgenden wird sie insbesondere in Bezug auf die historische Entwicklung des Genitivs vorgestellt. Es wird kein umfassender Überblick gegeben über das, was mit dem Genitiv zu tun hat, sondern es wird das, was mir für das Ziel der vorliegenden Arbeit relevant erscheint, zusammengefasst.

¹ Vgl. GRIMM (1898: 771): Dort wird der Unterschied zwischen den Ausdrücken *wein/weins/des weins/den wein trinken* mit der analogen Konstruktion im Italienischen und Französischen verglichen.

1.1 Forschungssituation und Zielsetzung

Wie BEHAGHEL (1923: 479) es mit der Bezeichnung “Schicksale” beschreibt, gilt der Genitiv im heutigen Deutsch bis auf erstarre Reste als “untergegangen”. Doch scheint der Rückgang des Gebrauchs des Genitivs in zu pauschaler Manier beklagt zu werden, denn neuere Arbeiten stellen fest, dass sich die Verwendung des Genitivs bis heute erhalten hat. Der adnominalen Genitiv ist weitgehend ausbaufähig und er wird durch das Vordringen des substantivischen Stils sogar zunehmend verwendet. Die Ansicht BEHAGHELS betrifft demnach in erster Linie die gesprochene Sprache und den Genitiv als Objektskasus. Von den vielen Verben, die im Mittelhochdeutschen den Genitiv erforderten,² sind hingegen nur wenige übrig geblieben. In der mündlichen Sprache verzichtet man lieber auf die Verben, die nur die Genitivoption haben, z.B. *einer Sache bedürfen* > *eine Sache brauchen* (ABRAHAM² 2005: 205; DÜRSCHEID 1999: 220). Für die Schriftsprache werden noch gut 40 Verben mit Genitivrektion akzeptiert (KOLVENBACH 1973: 123). LENZ (1996a) stellt 56 Verben zusammen, die heute noch einen Genitiv erfordern können (darunter 25 Reflexiva). Sie betont aber, dass eine Einschränkung auf die Schriftsprache an sich schon ein deutliches Indiz für einen gewissen Grad von Veraltung sei. SAUTER (1998: 181) schätzt gar nur noch fünf bis acht Verben, bei denen der Genitiv steht. Vielleicht hat diese Unproportioniertheit zwischen dem adverbialen und adnominalen Genitiv die Linguisten der Gegenwart auf die Suche nach dem verlorenen Verbalgenitiv getrieben.

In den folgenden zwei Unterkapiteln werden jeweils neuere Forschungen zum adverbialen und adnominalen Genitiv im Deutschen vorgestellt. Mit ‘adverbial’ ist der Genitiv als Objektskasus gemeint, damit der Genitiv als Objekt von dem als Adverbialbestimmung (z.B. *eines Tages*) unterschieden werden kann.³ Die anderen syntaktischen Funktionen des Genitivs⁴ – als Subjekt, Prädikat, Adverbial und Objekt von Adjektiven – und präpositionale Fügungen des Genitivs werden in Bezug auf die semantischen Funktionen des Genitivs jeweils in den drei Hauptkapiteln (Kapitel 2 bis 4) erwähnt.

² Nach RAUSCH (1897: 98ff.) zählt man im Mittelhochdeutschen ca. 260 Verben mit Genitivrektion.

³ Die Abgrenzung von Objekt und Adverbial ist nicht immer eindeutig, sondern gradueller Natur (DÜRSCHEID⁴ 2007: 39). So wird z.B. der Genitiv mit kausaler Bedeutung (*Hungers sterben*) nach BEHAGHEL (1923) dem Adverbial, dagegen nach WILMANNS (1909) dem Objekt zugeordnet. Die Kriterien zur Unterscheidung von Adverbialen und Objekten (im Gegenwartsdeutschen) werden in DÜRSCHEID⁴ 2007: 40f.) angeführt.

⁴ Als Objekt von Adjektiven erscheint der Genitiv vergleichsweise häufig (*einer Sache satt sein*). In vielen Fällen wird er doch ebenso wie der Genitiv bei Verben durch den Akkusativ ersetzt (> *eine Sache satt sein/haben*). Als Prädikativum findet man ihn in festen Wendungen mit der Kopula *sein* (*guter Laune sein*). Einige Präpositionen erfordern den Genitiv (*innerhalb, statt, wegen*, usw.). Die meisten der Präpositionen mit Genitiv sind durch Ersparung der Präpositionen aus Wendungen mit Präd. + Subst. + Gen. entstanden (EBERT/REICHMANN/SOLMS/WEGERA 1993: 376). Der Genitiv ist hier also ursprünglich adnominal. Im Mittelhochdeutschen zeigt der Genitiv als Subjekt eine partitive Bedeutung (vgl. Kapitel 2.2.2).

1.1.1 Der adverbale Genitiv

Ein Charakteristikum der neueren Forschung ist es, dass sie darauf abzielt, das Verhalten des Genitivs als Objektskasus im Zusammenhang mit der Kategorie ‘Aspekt’⁵ systematisch zu erklären. Das heißt, man geht davon aus, dass der Genitiv in einer noch größeren systematischen Einheit kombinatorisch irgendeine grammatische Funktion aufweist. Was für eine Funktion es ist – in dem Punkt sind die Erklärungsvorschläge widersprüchlich. Im Folgenden werden sie hinsichtlich ihrer Unterschiede vorgestellt. Auf eine Gewichtung der Argumente bzw. eine eigene Positionierung dazu verzichte ich in der vorliegenden Arbeit, weil das Ziel der Arbeit in erster Linie ist, die semantischen Funktionen des Genitivs herauszuarbeiten. Die syntagmatische Rolle des Genitivs, welche die im Folgenden zu erwähnenden Thesen darstellen, dürfte jedoch durch seine semantischen Funktionen motiviert werden. Auf diese Vermutung gehe ich an den betreffenden Stellen der Hauptkapitel ein.

Die Zusammenhänge zwischen der Kategorie von Definitheit und der Kategorie des Aspekts spielen z.B. im Finnischen oder im Russischen eine große Rolle. LEISS (1991) hat sich von folgender Regel im Russischen inspirieren lassen: Wird ein Verb imperfectiven Aspekts mit dem Akkusativ verbunden, so ist das Objekt indefinit. Hingegen sind die Akkusativobjekte bei perfektiven Verben definit, vgl.:

- (1-1) a. *on kolol drova*
 er spaltete Holz:AKK.
 ‘er hat Holz gespalten’
- b. *on raskolol drova*
 er PF.-spaltete Holz:AKK.
 ‘er hat das Holz gespalten’

(Russisch: LEISS 1991: 1406)

Perfektive Verben, die lexikalisch charakterisiert sind, können auch mit dem Genitiv konstruiert werden. Dabei ist das Objekt indefinit. Im Gegensatz dazu ist das Akkusativobjekt beim gleichen Verb definit:

⁵ Unter die Kategorie ‘Aspekt’ fallen unterschiedliche Charakterisierungen der Verben bzw. Verbalphrasen. Nach LEISS (1991: 1407) kann vom Aspekt dann gesprochen werden, wenn Verbalpaare vorliegen, die sich voneinander nur durch das grammatische Merkmal ‘perfektiv vs. imperfectiv’ unterscheiden, z.B. *taujan* ‘tun’ vs. *gataujan* ‘tun, vollenden’ im Gotischen. Für ‘partnerlose’ Verben eignet sich hingegen der Begriff der Aktionsarten. Aktionsarten sind als systematischer Bezug von semantischer Modifikation einer Grundbedeutung und morphologischer Ableitung eines Grundverbs zu charakterisieren (GLÜCK 2000: 24), z.B. *schlafen* vs. *einschlafen*. Die Bezeichnungen der Aspektkategorie werden auch in Bezug auf lexikalisch-inhärente Eigenschaften der Verben sowie syntagmatische Charakteristika des Vorgangsablaufs verwendet (*tanzen* ‘durativ’ vs. *zum Saal (hin) tanzen* ‘terminativ’).

- (1-2) a. *on prinës papirosy*
 er brachte Zigaretten:AKK.
 ‘er brachte die Zigaretten’
- b. *on prinës papiroso*
 er brachte Zigaretten:GEN.
 ‘er brachte Zigaretten’

(Russisch: LEISS 1991: 1406)

Die Definitheit/Indefinitheit⁶ eines Objekts wird einerseits durch das Verbalpräfix unterschieden (1-1), d.h. der Verbalaspekt zieht Definitheitseffekte nach sich (LEISS 1994: 311). Andererseits wird die Unterscheidung der Definitheit/Indefinitheit bei lexikalisch perfektiven Verben durch die Kasus kodiert (1-2). Im Deutschen wird – wie die Übersetzungen zeigen – die Definitheit durch den bestimmten Artikel realisiert. Im umgekehrten Verhältnis zum Russischen lässt die nominale Definitheit die Verbalhandlung als abgeschlossen betrachten. Aus den Erkenntnissen bezüglich des Russischen, das keinen Artikel besitzt, überträgt LEISS das russische Modell auf das Deutsche. Die germanischen Sprachen gehörten ursprünglich wie das Russische zu den artikellosen Sprachen. Im Deutschen wurde der bestimmte Artikel vom schwach deiktischen Determinativpronomen *ther/thie/thaz* in den über 200 Jahren von Isidor zu Notker grammatisiert (OUBOUZAR 1992). LEISS weist auf die Möglichkeit hin, dass der Genitiv im Deutschen die Funktion hatte, bei perfektiven Verben in Opposition zum Akkusativ die grammatische Kategorie der Definitheit/Indefinitheit mitzurealisieren.⁷ Fest steht, dass das Althochdeutsche und das Mittelhochdeutsche die Aspektoppositionen abbauten. LEISS prognostiziert die Konsequenzen des Verlusts der Aspektoppositionen in Bezug auf die Realisierung der Definitheitskategorie folgendermaßen: Erstens werden durative Verben defektiv, insofern sie den definiten Pol der Kategorie nicht mehr erfassen können. Zweitens können terminative Verben nach dem Verlust der Aspektoppositionen durch die Akkusativ-Genitiv-Alternierung auch noch Indefinitheit zum Ausdruck bringen. In diesem Fall wird der Genitiv, der bei perfektiven Verben Indefinitheit aufweist, bei durativen Verben übergeneralisiert. Dafür spricht die Zunahme der Genitivverwendung im Mittelhochdeutschen, in dem der bestimmte Artikel (> Signalisierung der Definitheit) bereits etabliert war, *ein* aber noch nicht die Qualität eines unbestimmten Artikels hatte. Sobald aber der unbestimmte Artikel in Opposition zum bestimmten Artikel verwendet wird, verlegt sich die Realisierung von Definitheit/Indefinitheit auf das neue Artikelsystem. Der Objektgenitiv wird somit funktionslos (LEISS 1991: 1409).

⁶ Die Opposition Definitheit/Indefinitheit wird in LEISS (1991, 1992, 1994, 2000) auch als Determiniertheit/Indeterminiertheit bezeichnet.

⁷ Nach ABRAHAM (1997: 46) besteht der Unterschied zwischen dem russischen und althochdeutschen Modell darin, dass der Akkusativ im Althochdeutschen bei nichtperfektiven Verben ambig in Bezug auf die Bezeichnung der Definitheit ist, d.h. der Akkusativ hat beide Optionen [+DEFINIT] oder [-DEFINIT]. Hingegen weist der Akkusativ im Russischen das Merkmal [-DEFINIT] auf.

Im Gegensatz zu LEISSL holte sich DONHAUSER (1990, 1991) Anregungen aus dem Finnischen. Der morphologische Kasus des Partitivs im Finnischen kann als Objekt einen unbestimmten Teil einer Entität bezeichnen, wenn die Entität materiell teilbar ist und damit durch ein Mengennomen bzw. den Plural bezeichnet wird.⁸ Der Partitiv kann auch eine irresultative Lesart des Verbs aufweisen (DENISON 1957: 140ff.). Hierfür ein Beispiel⁹:

- (1-3) a. *John piirsi ympyrän*
 John drew circle:AKK.
 'John drew a/the circle'
- b. *John piirsi ympyrää*
 John drew circle:PART.
 'John was drawing a/the circle'

(Finnisch: OKSANEN 2003: 4)¹⁰

DONHAUSER (1990: 108f.) sieht im Althochdeutschen eine Analogie zum Finnischen. Ähnlich wie der finnische Partitiv markiere der althochdeutsche Genitiv die Imperfektivität des Verbalgeschehens, wenn die Verben lexikalisch nicht eindeutig auf eine perfektive Lesart festgelegt sind.¹¹ Dabei kodiere hingegen der Akkusativ die Perfektivität. Als Beispiele dafür hat DONHAUSER die folgenden Belege angegeben¹²:

⁸ Auffallend ist, dass das Objekt nicht unbedingt im Partitiv steht, wenn es sich um einen bestimmten Teil einer Entität handelt (DENISON 1957: 140).

⁹ Vgl. auch (2-63) in Kapitel 2.3.3.

¹⁰ Wenn das Partitivobjekt im Plural (*ympyriä*) steht, ist die Lesart nicht mehr eindeutig: Die Objektentität ist eine unbestimmte Menge von Kreisen ('John drew circles'), oder der Satz erlaubt eine progressive Lesart ('John was drawing the circles') oder beides zugleich ('John was drawing circles') (OKSANEN 2003: 6). Zur Diskussion über die Relation zwischen Quantität (Teil vs. Ganzes) und Referentialität (bekannt vs. unbekannt) im Finnischen siehe CHESTERMAN (1991: Kap. 7). Allerdings verfolgt der Autor keine Untersuchung kombinatorischer Ausdrücke des Verbalaspekts und der nominalen Quantität.

¹¹ Bei perfektiven Verben realisiert die Akkusativ-Genitiv-Alternierung die Unterscheidung 'Definitheit vs. Indefinitheit' (DONHAUSER 1990: 108). Das heißt, DONHAUSER schlägt eine doppelte Regel der Kasusalternierung vor: im nominalen Bereich 'definit vs. indefinite', im verbalen Bereich 'perfektiv vs. imperfektiv'. Sie weist jedoch auf eine Möglichkeit der semantisch einheitlichen Interpretation der Kasus hin, welche die Kategorien Definitheit und Aspekt überwindet.

¹² Die Hervorhebungen in allen Beispielen wurden von mir durchgeführt. Die grammatischen Annotationen beschränken sich in der Regel auf die in Frage stehenden Kasus. Die Übersetzungen wurden, wenn nicht anders angegeben, von mir erstellt. Dabei wurde versucht, den Text dem Original möglichst nah wiederzugeben.

- (1-4) a. *Sie éiscotun thes kindes*
 sie verlangten DEF.ART.GEN.SGN. Kind:GEN.SGN.
sar io thés sinthes
 sofort je des Weges
 ‘Sie erkundigten sich auf ihrer Reise stets sogleich nach dem Kind’
 (Ahd.: Otfrid [E] I.17.11f.: Übersetzung von HARTMANN 2005)¹³
- b. *Thia zít éiscota er fon in,*
 DEF.ART.AKK.SG.F. Zeit:AKK.SG.F. verlangte er von ihnen
so ther stérro giwon was quéman zi in
 so der Stern gewohnt war kommen:INF. zu ihnen
 ‘er verlangte von ihnen Auskunft über den Zeitpunkt, zu dem der Stern zu ihnen zu kommen pflegte’
 (Ahd.: Otfrid [E] I.17.43: Übersetzung von HARTMANN 2005)

Das Verb *eiscón* bedeutet ‘verlangen, fordern’ (SCHÜTZECHEL 2006). Nach DONHAUSER hat es in Verbindung mit dem Genitiv, der sich im obigen Beispiel auf eine definite Referenz bezieht, in der Bedeutung ‘fragen/forschen nach’ einen imperfektiven Charakter. Hingegen verlange die Verbindung mit dem Akkusativ eine perfektive Lesart.

Die Suche nach dem verlorenen Genitiv als Verbalkasus ist als Suche nach dem Grund seines Verschwindens zu verstehen. Wie bereits erwähnt wurde, ist nach LEISS (1991) der Verlust des Genitivobjekts eine indirekte Konsequenz der Restrukturierungsprozesse des Aspektsystems. Dagegen schlägt DONHAUSER (1991, 1998) eine andere Erklärung vor: Sie geht davon aus, dass sich der Genitiv im Althochdeutschen einerseits vor allem bei zweiwertigen Verben in einem funktionalen Kontrast zum Akkusativ findet (“struktureller Genitiv”). Andererseits sei er in vielen Fällen bei dreiwertigen Verben mit einer thematischen Rolle verbunden (“lexikalischer Genitiv”¹⁴). Der Verlust des strukturellen Genitivs lässt sich auf den Übergang vom grammatischen System des Aspekts zu einem lexikalischen System der Aktionsarten zurückführen. Die meisten Präfixverben weisen demnach im Vergleich mit den entsprechenden unpräfigierten Verbvarianten eine Affinität zur Akkusativ- oder Genitivsetzung auf. So ist z.B. das Simplex *thenken* (‘denken’) mit Akkusativ und Genitiv belegt, während die Präfixverben hauptsächlich mit dem Akkusativ (*bethenken*, *irthenken*) oder mit dem Genitiv (*githenken*) nachgewiesen werden.¹⁵ Die Kasussetzung bei Präfixverben erscheint also weitgehend lexikalisch determiniert, d.h. der Genitiv verliert seine funktionale Markierung der Imperfektivität (DONHAUSER 1991: 230).

¹³ Die zweite Nominalphrase im Genitiv *thes sinthes* ist als Adverbialbestimmung aufzufassen. Lokale und temporale Adverbien im Genitiv werden in Kapitel 3.4 näher untersucht.

¹⁴ Die Dichotomie ‘strukturell vs. lexikalisch’ entspricht der Unterscheidung ‘alternierend vs. invariant’ (CZEPLUCH 1988: 286).

¹⁵ Vgl. auch LANDSTEINER (1986): Dort wird die Kasusopposition bei der Verbgruppe ‘denken’ aus Otfrid empirisch untersucht.

Im Gegensatz zum strukturellen Genitiv steht die Setzung des lexikalischen Genitivs in Abhängigkeit vom Verb, nämlich von den lexikalischen Eigenschaften der Verben. Dies ist z.B. bei privativen Verben (*bedürfen, entbehren*) oder Verben der gerichtlichen Auseinandersetzung (*anklagen, beschuldigen*) der Fall. Bei solchen Verben ist die Genitivsetzung auch noch im Neuhochdeutschen relativ gut erhalten.¹⁶

Der Frage nach dem Zusammenhang zwischen der Aspektualität und der Kasussetzung geht SCHRODT (1992, 1996) mit einem ganz anderen Ansatz nach. Er greift die These von WINKLER (1896) und MILLIGAN (1960) wieder auf, dass Akkusativ- und Genitivobjekte einen Vorstellungsunterschied der Objektentität darstellen¹⁷: Der Akkusativ bezeichnet die Objektentität als Ereignis der Verbalhandlung (= “Resultats-/Inhaltsobjekt”), der Genitiv dagegen die Entität als Anlass der Verbalhandlung (= “äußeres Objekt”).¹⁸ Die Verbalsemantik beim Genitiv wird als ‘medial’ bezeichnet, weil “das Objekt in die Sphäre des erkennenden Subjekts übergeführt wird” (SCHRODT 1996: 73). Hingegen beschreibt die Verbalsemantik beim Akkusativ als “objektivierend” ein Geschehen im Bereich des Handlungsträgers. Der Unterschied ist nach SCHRODT beim althochdeutschen Verb *thenken* am besten erkennbar, vgl.:

(1-5)	<i>Ih</i>	<i>wéiz</i>	<i>sie</i>	<i>filu</i>	<i>hárto</i>	<i>tháhtun</i>	<i>thero</i>	<i>wórtō</i> ,
	ich	weiß	sie	viel	hart	dachten	DEF.ART.	Wort:
							GEN.PL.	GEN.PL.N.
	<i>thiu</i>	<i>ín</i>	<i>thar</i>	<i>warun</i>	<i>méista</i>	<i>thes</i>	<i>sines</i>	<i>dróstā</i>
	die	ihnen	da	waren	am meisten	des	seines	Todes

‘Ich weiß, sie dachten sehr viel an die Worte, die ihnen der allergrößte Trost über seinen Tod waren’

(Ahd.: Otfrid [E] V.10.9f.)

An dieser Stelle wird *thenken* im Sinne von ‘erinnern’ verwendet. Die Worte stellen das Objekt des Denkens dar, doch gleichermaßen die Ursache, wodurch der Gedächtnisinhalt zustande kommt. Im Gegensatz dazu handelt es sich im folgenden Beispiel um ein bloßes, geistiges Erfassen, jedoch nicht um eine Erinnerung:

¹⁶ Nach KOLVENBACH (1973: 131) hat das Vorhandensein des Reflexivpronomens zur Erhaltung des Genitivs beigetragen, z.B. besteht bei *versichern* mit Reflexivpronomen die Konkurrenz des Genitivobjekts zum Akkusativobjekt nicht (*er versicherte sich ihrer Unterstützung*). Hingegen hat sich eine weitere Änderung bei der transitiven Variante durch eine Umwandlung des Genitivobjekts in ein Akkusativobjekt ergeben (*er versicherte ihn seiner Hochachtung* > *er versicherte ihm seine Hochachtung*).

¹⁷ Eine nähere Beschreibung der These von WINKLER und MILLIGAN findet sich in Kapitel 2.1.2.

¹⁸ In Bezug auf “äußeres Objekt” ist auf SCHANEN (1998: 218) hinzuweisen: Der Genitiv könne die in Frage kommende Größe als logisch vorausgedacht oder logisch präexistent charakterisieren.

Hier ist *thenken* mit dem neuhochdeutschen *dünken* vergleichbar.¹⁹ Durch diese kognitive Tätigkeit wird der Gegenstand gewissermaßen erst erzeugt (SCHRODT 1992: 373), wie der Ausdruck "Resultatsobjekt" verdeutlicht.

Wichtig ist bei SCHRODT der Zusammenhang zwischen Verbakitionsart und Objektskasus. Das äußere Objekt stehe bei terminativem Verb, das Resultatobjekt bei durativem. Allerdings argumentiert er in einer späteren Arbeit (SCHRODT 1996: 92), dass es nicht die Terminativität des Verbs sei, die das Genitivobjekt erfordere, sondern dass das Genitivobjekt bewirken könne, dass unabhängig von der Verbzeitlichkeit die ganze Verbalphrase terminativ werde.

Terminativität ist eine Relation zu irgendeiner Grenze einer Handlung, nach der die Handlung nicht weitergehen kann (vgl. COMRIE 1976: 44ff.). Diese semantische Eigenschaft der Grenzbezogenheit kann mit dem Merkmal [+BEGRENZT] charakterisiert werden.²⁰ Zu welcher syntaktischen Größe die Terminativität gehört, ist je nach Linguist unterschiedlich. In SCHRODT (1996: 82ff.) ist die Terminativität auf die Verbalphrase bezogen, nämlich auf Verben zusammen mit ihren Objekten (und anderen valenzgebundenen Elementen wie Richtungsbestimmungen). Das Merkmal [+BEGRENZT] ist nicht immer mit dem Merkmal [+PERFEKTIV] gleichzusetzen, jedoch kann eine Affinität zwischen den beiden erkannt werden. Dies zeigt, dass die Thesen von SCHRODT und DONHAUSER (1990, 1991) in deutlichem Widerspruch stehen. Bei Letzterer weisen die nichtperfektiven Verben in Verbindung mit dem Genitiv Imperfektivität, also [-PERFEKTIV] auf, während in der Ersteren die Lesart des Verbalphrase mit dem Genitiv zu [+PERFEKTIV] polarisiert wird.

Auch SCHRODT (1992: 368) schlägt eine Erklärung für den Rückgang des Gebrauchs des Genitivobjekts hinsichtlich des Ersatzes durch den Akkusativ oder durch eine Präpositionalphrase vor. Es gebe zwei Entwicklungsmöglichkeiten: Erstens kann der Ersatz durch den Akkusativ als Ersatz eines markierten Kasus durch den Neutralkasus verstanden werden. Beim Ersatz durch die Präpositionalphrase handelt es sich um eine Verdeutlichung der semantischen Funktion des Genitivs. Zweitens wird der Genitiv deshalb ersetzt, weil sich die Verbsemantik geändert hat. Anders als die bereits erwähnten Erklärungsvorschläge von LEISS (1991) und DONHAUSER (1991) bringt SCHRODT die Ersetzung des Genitivs nicht in Zusammenhang mit dem Verbalaspekt.

An dieser Stelle soll die Vorstellung der neueren Forschung zum adverbialen Genitiv in Bezug auf den Aspekt beendet werden. Zur kombinatorischen Kodie-

¹⁹ Zum etymologischen Unterschied von *denken* und *dünken* siehe SCHRODT (1992: 372), auch KLUGE (2002: 189, 221).

²⁰ Dafür wird auch häufig der Begriff ‘Telizität’ verwendet (DAHL 1981: 79ff.; TSCHIRNER 1991: 65ff.).

rung von Definitheit durch den Verbalaspekt, das Kasusparadigma und den bestimmten Artikel hat ABRAHAM (1997) eine theoretisch bedeutende Arbeit verfasst. Es gibt noch andere Erklärungsvorschläge für den Genitivschwund. So verweist VAN DER ELST (1984: 324) auf einen möglichen Zusammenhang mit den Satzbauplänen im Deutschen, die in der Regel bis zu drei vom Verb geforderte Positionen für Aktanten aufweisen. Zur Kennzeichnung dieser drei Positionen stehen Nominativ, Akkusativ und Dativ als Rektionskasus zur Verfügung.²¹ Für einen vierten Kasus – den Genitiv – gebe es im Aktantensystem des Neuhochdeutschen eigentlich keinen Platz. SAUTER (1998) beobachtet, dass das Genitivobjekt zugunsten anderer Ausdrucksmöglichkeiten – des Akkusativs und des Präpositionalobjekts – zurücktritt. Die Frage, warum sich diese Möglichkeiten ergeben haben, bleibt aber offen. Unter den jüngsten Arbeiten ist HASPELMATH/MICHAELIS (2008) zu nennen: Sie vergleichen fünf europäische Sprachen (Deutsch, Englisch, Lateinisch, Französisch und Italienisch) und stellen fest, dass der Genitiv bzw. die Präpositionalphrase mit *of/de/di* invariant das ‘background’-Thema bezeichnet. ‘Background’ bedeutet hier das Gegenteil von ‘figure’, wobei das Subjekt als primäre ‘figure’, das direkte Objekt als sekundäre ‘figure’ betrachtet wird (vgl. LANGACKER 1991: Kap. 8). Den Grund, warum der Genitiv die Funktion des ‘background’-Themas hat, überlassen die Autoren jedoch zukünftigen Forschungen.

Der Genitiv als Objektskasus alternierte nicht nur mit dem Akkusativ, sondern auch mit dem Dativ. DONHAUSER (1991, 1998) macht auf diese Alternation im Althochdeutschen aufmerksam, die im Gegensatz zur Akkusativ-Genitiv-Alternierung in der Forschungsgeschichte kaum Beachtung gefunden hat. Diese Alternierung ist allerdings auf sehr wenige Verben beschränkt.²² Nach DONHAUSER weist sie eine Parallel zur Akkusativ-Genitiv-Alternierung auf: Die Genitivsetzung zeige eine Affinität zu einer durativen Interpretation des Verbalgeschehens und stehe damit in Kontrast zur Dativsetzung, die ihrerseits an eine punktuelle Lesart gebunden ist. Der Genitiv habe somit die Funktion, auch in Opposition zum Dativ Imperfektivität zu markieren.

Einen Dativ-Genitiv-Wechsel gibt es im Gegenwartsdeutschen bei einigen Verben, die ursprünglich den Genitiv bzw. den Dativ erforderten. LENZ (1998: 4) führt Beispiele an, in denen einerseits der Genitiv durch den Dativ (*Wir konnten uns diesem Trend nicht erwehren*), andererseits der Dativ durch den Genitiv ersetzt wird (*Prominente suchen ein Zimmer und müssen sich diverser Eignungs-*

²¹ Man vergleiche hierzu den Vorschlag von PRIMUS (1987), dass die Kasus des Deutschen hierarchisch angeordnet werden können: Nominativ > Akkusativ > Dativ > Genitiv. Mit dieser Hierarchie erklärt PRIMUS (1987: 180) den Kasusabbau auf folgende Weise: “Je höher der Rang eines Kasus [...], um so unmarkierter ist sein diachronischer Abbau”.

²² In den von DONHAUSER untersuchten Texten (Tatian, Otfried und Notker) findet sich die Dativ-Genitiv-Alternierung bei insgesamt 14 Verben, darunter sechs Verben, bei denen das kasuelle Verhältnis mit Sicherheit als Objekt auszuweisen ist – diese sind *sich inthabēn* (‘sich einer Sache enthalten’), *(h)losēn* (‘zuhören’), *milten* (‘Mitleid haben’), *ginādōn* (‘Gnade erweisen’), *wartēn* (‘beobachten’) und *sich irwer(r)en* (‘sich einer Sache erwehren’).

tests unterziehen). Solche neuartigen Erscheinungen beschränken sich auf die Verben, die neben dem Genitiv sonst keine Alternation zulassen und treten bislang noch vorwiegend in der gesprochenen Sprache auf. In LENZ wird eine Erklärung dieses Phänomens in Form einer Transitivität-Skala im Sinne von HOPPER/THOMPSON (1980) gesucht.²³ Auch in präpositionalen Fügungen findet man einen derartigen Wechsel. Einige Präpositionen, die ursprünglich den Genitiv erforderten, weisen auch eine Dativrektion auf (*wegen des Geldes* > *wegen dem Geld*) (DUDEN 7/2005: 614). Doch gibt es auch einen gegenläufigen Prozess: Die Präpositionen *entgegen*, *nahe*, *entsprechend* und *gemäß* sind in der Schriftsprache mit genitivischen Nominalphrasen belegt (DI MEOLA 1999).²⁴ Der Genitiv ist nicht einfach verschwunden und lässt zu lösende Probleme zurück, sondern er taucht auf, wo man ihn vielleicht nicht erwartet hätte.

1.1.2 Der adnominale Genitiv

Zum adnominalen Genitiv kann die Arbeit von OUBOUZAR (1997) als wichtiger Forschungsbeitrag angegeben werden, auf dem Teile dieser Arbeit aufbauen. Während in konventionellen Darstellungen über den adnominalen Genitiv meistens auf die semantischen Klassifizierungen der Relation zwischen dem Substantiv im Genitiv und dem Bezugsnomen eingegangen wird, versucht OUBOUZAR die syntaktischen sowie semantischen Zusammenhänge zweier Nomina darzustellen. Dafür untersuchte sie in vier althochdeutschen Texten²⁵ 1250 Nominalphrasen mit dem Genitiv hinsichtlich der Links-/Rechtsposition des Genitivs. Festgestellt wurde, dass der adnominale Genitiv überwiegend links des Bezugsnomens steht²⁶ und in vielen Fällen das einzige determinierende Element in der komplexen Nominalphrase ist (z.B. Ahd.: *gotes engil* vs. Nhd.: *der Engel Gottes*). Die Linksposition ist jedoch keine zufällige Stellungsvariante. Sie ist die Position für den Ausdruck der grammatischen Funktion ‘determinierend’, die dem adnominalen Genitiv zukommt. Durch die Entwicklung des Demonstrativpronomens zum bestimmten Artikel, die sich im Laufe des Althochdeutschen vollzieht, ergibt sich die Positionsänderung des adnominalen Genitivs: Die Determinierung durch den bestimmten Artikel betrifft zunächst den adnominalen Genitiv selbst, wodurch das Genitivglied mehrgliedrig wird (*dero uuórto dáng* ‘Dank für die Worte’²⁷). Dann

²³ HOPPER/THOMPSON schlagen zehn semantische Merkmale vor, mit deren parametrischer Skala der Transitivitätsgrad der Sätze erfasst werden kann.

²⁴ Es stellt sich die Frage, ob der sogenannte possessive Dativ (*dem Vater sein Haus*) eine Art der Alternierung des attributiven Genitivs (*das Haus des Vaters*) ist oder nicht (vgl. WILLEMS 1997: 189). Darauf gehe ich in Kapitel 4.4.4 ein. Dort wird argumentiert, dass die beiden Konstruktionen zwar eine Possessivität aufweisen, aber die ihnen zugrunde liegende konzeptuelle Struktur unterschiedlich sein dürfte.

²⁵ Isidor, Tatian (ca. 80-100 Seiten), Otfrid und Notkers Boethius.

²⁶ Den vorangestellten Genitiv nennt man sächsischen Genitiv.

²⁷ Dieser und der nächste Beleg sind aus Notker (I.116.7 und I.87.10). Die Übersetzung stammt aus OUBOUZAR.

erstreckt sie sich auch auf die komplexe Nominalphrase, womit es zu einer Rechtsverschiebung des Genitivgliedes kommt (*an demo grîze des stâdes* ‘in dem Sand des Ufers/am Ufer’). Näheres über die Argumentation OUBOUZARS findet sich in Kapitel 4.4.1 und 4.4.2, wo die vorliegende Arbeit auf OUBOUZARS Arbeit aufbaut.

In Bezug auf die semantischen Klassifizierungen des Genitivgliedes und des Bezugsnomens ist die Arbeit von LINDAUER (1995) bemerkenswert, insofern sich die semantischen Relationen zweier Nomina mit syntaktischen sowie morphologischen Erscheinungen korrelieren lassen. Dort wird also eine rein beschreibende Charakterisierung des Genitivattributs vermieden, die man häufig in konventionellen Darstellungen findet, wobei keine Einigkeit darüber besteht, wie viele semantische Subtypen anzusetzen sind.²⁸ LINDAUER unterscheidet den Genitivus partitivus und definitivus von den anderen Subtypen in dem Punkt, dass den beiden Genitivtypen keine Theta-Rolle zum Bezugsnomen zugewiesen wird.²⁹ Dies bedeutet, dass sie nicht von ihrem Bezugsnomen selektiert werden. Das ist der Ausgangspunkt von OGAWA (1998), der feststellt, dass Genitivobjekte auf die adnomiale Funktion zurückgeführt werden können.

In älteren Sprachstufen ist eine solche Konstruktion wie *er aß des Brotes* durchaus möglich. Darunter ist zu verstehen, dass nur ein Teil des Objektgegenstandes (= *des Brotes*) von der Verbalhandlung *essen* betroffen wird. Da sich der die Partitivität bezeichnende Genitiv auch in adnominalem Gebrauch findet (z.B. *ein Stück des Brotes*), betrachten einige Forscher ihn als auf einer Ellipse beruhend (DAL³ 1966: 15). OGAWA argumentiert wie folgt: LINDAUER zufolge selektiert beispielsweise bei *er aß (ein Stück) des Brotes* das Bezugsnomen *ein Stück* den adnominalen Genitiv *des Brotes* nicht thematisch. Das Verb kann demnach den Genitiv selektieren. Wenn das Bezugsnomen den Genitiv selektieren würde, dann käme es z.B. zu einem Verstoß gegen das Theta-Kriterium, das eine Eins-zu-Eins-Zuordnung von Argument und Theta-Rolle erfordert.³⁰ OGAWA vermutet, dass eine Größe, die keine thematische Rolle zugeordnet bekommt, phonetisch leer sein könne.³¹ Er stellt nämlich die These auf, dass es beim Genitivobjekt ein ‘vorstrukturiertes’ Bezugsnomen gebe, von dem der Genitiv thematisch nicht selektiert werde. Das Genitivobjekt müsse vom Verb thematisch selektiert werden. Es handelt sich also um eine Ellipse des Bezugsnomens, womit das

²⁸ Zu einem Gegenargument gegen die semantische Klassifikation des Genitivattributs siehe BALLWEG (1998: 155f.). Vgl. auch EISENBERG (3²006: 248): “sie [= semantische Klassifikationen; M.N.] erklärt nichts”.

²⁹ Mehr zur Arbeit LINDAUERS und über die neuere Forschungen zur genitivischen bzw. präpositionalen Attributphrase vor allem im Englischen (NP's N, the N of NP) werden in Bezug auf die Diskussion über eine Struktur, die den Attributkonstruktion zugrunde liegt, in Kapitel 4.5 erwähnt.

³⁰ Vgl. CHOMSKY (1981: 36): “Each argument bears one and only one θ-role, and each θ-role is assigned to one and only one argument”.

³¹ Ein Beispiel dafür ist das expletive *es*, das in bestimmten Fällen nicht zum Ausdruck gebracht werden darf, z.B. *Es ritten drei Reiter zum Tor hinaus* vs. *dass (*es) drei Reiter zum Tor hinaus ritten* (OGAWA 1998: 288).

Genitivobjekt einen adnominalen Charakter beibehalten kann.³² OGAWA versucht, die Hypothese auch beim nichtpartitiven Genitiv – dessen Referent materiell nichtteilbar ist – durchzusetzen. Er geht von der in der Forschungsgeschichte als kanonisch betrachteten These von GRIMM (1898: 764) aus, dass der Genitiv in Opposition zum Akkusativ eine Funktion der “geringere[n] objectivisierung” hat.³³ In OGAWA wird diese Charakterisierung als ‘Mittelbarkeit’ bezeichnet. Sie trifft für den partitiven Genitiv zu, insofern die Verbalhandlung nicht das Ganze des durch den Genitiv ausgedrückten Gegenstandes affiziert. So wird das Brot im obigen Beispielsatz ‘mittelbar’ gegessen. Die Affiziertheit beim nichtpartitiven Genitiv wird durch den Unterschied der substantivischen Subklassen reflektiert: Der Genitiv bezieht sich auf Abstrakta, der Akkusativ hingegen auf Konkreta,³⁴ z.B. bei privativen Verben.³⁵ Diese Verteilung spreche nach OGAWA für eine geringere Affiziertheit bzw. eine Mittelbarkeit des Referenzgegenstandes des Genitivs.

Der Versuch, die Genitivobjekte konsequent auf den adnominalen partitiven Genitiv zurückzuführen, bedeutet einen Brückenbau zwischen dem adverbalen und adnominalen Genitiv. Dies suggeriert, unterschiedliche syntaktische Funktionen des Genitivs aus semantischer Sicht zu betrachten, d.h. man kann davon ausgehen, dass der Genitiv über seine syntaktischen Funktionen hinaus für bestimmte Bedeutungen steht. Daraus ergeben sich die Fragen, was für Bedeutungen dies sind, und in welchen Zusammenhängen sie zueinander stehen. Mit diesen Fragen möchte ich die vorliegende Arbeit beginnen. Ihre Beantwortung ist das Ziel der Arbeit.

1.1.3 Ziel der Arbeit

Wie aus dem Überblick der neueren Arbeiten zum Genitiv im Deutschen hervorgeht, fehlt bei den meisten Arbeiten der Versuch, die grammatischen Bedeutungen des Genitivs herauszuarbeiten und dadurch seine syntaktischen Funktionen zu erklären.³⁶ Derartige Erklärungen wurden allerdings immer wieder versucht und

³² Die Auffassung der Ellipse beim partitiven Genitivobjekt findet man bereits in der Forschungsgeschichte, vgl. HIRT (1934: 110ff.), PAUL (1968: 352). HUBER (1990) geht davon aus, dass die partitiven Objekts- und Subjektsgenitive durch Ellipsen entstanden oder zumindest als abgeleitete Nominalphrasen zu betrachten sind. So sei z.B. bei *er aß des Brotes* ein abstrakter Quantor mit der Bedeutung ‘ein Teil, ein Stück, etwas’ ausgefallen.

³³ Siehe Zitat von GRIMM am Anfang des Kapitels 2.1.1.

³⁴ Eine sehr ähnliche Verteilung ist im Gotischen beobachtet worden (MASUDA 1994).

³⁵ Nach HEIDOLPH/FLÄMIG/MOTSCH (1981: 349) beschränkt sich die genitivische Konstruktion der privativen Verben fast ausschließlich auf Sätze mit einem Abstraktum als Objekt: z.B. *Das Kind bedarf der Liebe/der Zuwendung*.

³⁶ Im Gegensatz zu anderen Linguisten versucht WILLEMS (1997) den vier morphologischen Kasus des Deutschen jeweils eine einheitliche Bedeutung zuzuweisen. Unter Kasusbedeutungen versteht er distinktive Bedeutungsfunktionen, die ihren Wert erst aus der Opposition zu den anderen Funktionen im Kasussystem erhalten. Die Idee der Oppositionsbeziehungen der Kasus ist auf

zwar insofern, als dass bereits die Tradition bestand, allgemeine bzw. einheitliche Kasusbedeutungen zu postulieren, bevor JAKOBSON (1936) den Terminus “Gesamtbedeutung” geprägt hat.³⁷ Dass in neueren Untersuchungen die Rede von Kasusbedeutungen nicht mehr so üblich ist, lässt sich auf die Beiträge von FILLMORE (1968) und HELBIG (1973) zurückführen. FILLMORE legte den Grundstein für den bis heute weit verbreiteten Standpunkt, dass die Kasus keine semantische, sondern nur eine syntaktische Funktion hätten. Für ihn sind ‘Kasus’ syntaktisch-semantische Relationen zwischen dem Verb und einer Nominalphrase im Satz (FILLMORE 1968: 21). Diese Tiefenkasus³⁸ (= Bedeutungen bzw. Inhalte) unterscheiden sich von den Oberflächenkasus (= Formen), die als Realisierungen der Tiefenkasus in einer bestimmten Sprache zu betrachten sind. Die beiden Kasusebenen können einander folgendermaßen zugeordnet werden: Ein Oberflächenkasus kann mehrere Tiefenkasus ausdrücken, ebenso wie umgekehrt ein Tiefenkasus durch verschiedene Oberflächenkasus realisiert werden kann (HELBIG 1998: 8).

Eine der Leistungen von HELBIG (1973) ist es, dass er den Begriff ‘Funktion’ in der Linguistik geklärt hat. Er unterscheidet in der Zuordnung von Funktionen zu sprachlichen Elementen fünf Funktionen³⁹ und ist der Ansicht, dass es nicht sinnvoll ist, für die unterschiedlichen syntaktischen Funktionen eines Kasus einen gemeinsamen Inhalt zu suchen (HELBIG 1973: 166). Auch in seinen neueren Arbeiten hält er dieses Suchen nicht nur für gescheitert, sondern auch für einen Irrtum (HELBIG 1992: 23). Von diesem Hintergrund der Forschungsgeschichte könnte man den Eindruck gewinnen, dass den meisten Linguisten eine Bedeutungsanalyse der Kasus als überholt oder ungeeignet gilt.

In der vorliegenden Arbeit wird nicht versucht, eine allgemeine Bedeutung des Genitivs zu finden, die alle Genitivverwendungen in sich subsumieren kann. Es werden stattdessen mehrere semantische Funktionen des Genitivs postuliert, die miteinander zusammenhängen. Zu suchen ist eine Antwort darauf, warum der Genitiv – eine einzige Flexionsform – unterschiedliche semantische Funktionen erhalten konnte. Mit anderen Worten: Wenn die Funktionen nicht voneinander unabhängig entstanden sind, stellt sich die Frage, inwiefern sie miteinander zusam-

HJELMSLEV (1935) und JAKOBSON (1936) zurückzuführen. Nach der Hypothese von WILLEMS sei der Genitiv der “beschränkende bzw. besondernde Umfangskasus” (WILLEMS 1997: 192). In diesem Zusammenhang noch zu nennen ist WEGENER (1985) zur einheitlichen Bedeutung des Dativs.

³⁷ Die Geschichte der Theorien, den Kasus eine einheitliche Funktion semantischer Art zuzuschreiben, wird von HELBIG (1973: 152f.) übersichtlich beschrieben. Eine Darstellung einiger lokalistischer Ansätze dafür findet sich in Kapitel 2.1.2 der vorliegenden Arbeit.

³⁸ Die Tiefenkasus bestehen aus acht semantischen Einheiten: *agent, experiencer, instrument, object, source, goal, place* und *time* (FILLMORE 1971), die in FILLMORE (1968: 24f.) noch als *agentive, instrumental, dative, factitive, locative* und *objective* bezeichnet worden sind und demnach mit den traditionellen Kasusbezeichnungen verwechselbar waren.

³⁹ Die syntaktische Funktion (im traditionellen Sinn der Satzglieder), die strukturelle Funktion (positionell, distributionell, Valenz, ein den formal identifizierten Einheiten zugeschriebenes “structural meaning”; nimmt die erste Funktion in sich auf), die logische Funktion (im Sinne der Wissenschaft der Logik), die designative, innersprachlich-semantische Funktion und die denotativ-reale Funktion (im außersprachlich-ontologischen Sinne) (HELBIG 1973: 47-51).

menhängen. Gibt es ältere und jüngere Funktionen? Es gibt ja jüngere Genitivwendungen bei bestimmten Verben, die dem Vorbild anderer Verben mit ähnlicher Bedeutung nachgebildet wurden. Aber sie sind keine neuen Funktionen. Die umfangreichen Textbelege bestätigen, dass alle Funktionen schon in der ältesten Stufe der deutschen Sprachgeschichte vorhanden waren. Das bedeutet, dass die ursprüngliche Funktion des Genitivs schwer erkennbar ist. Die Möglichkeit eines Nachweises der Herkunft des Genitivs ist daher fast ausgeschlossen. Die vorliegende Arbeit hat deshalb zum Ziel, hierzu ein Modell vorzulegen. Es soll erklären, auf welche Weise sich die Funktionen abgeleitet haben müssen. Dadurch zielt diese Arbeit auf eine semantische Unifizierung von Funktionen des Genitivs. Das Modell wird auf der Betrachtung und Analyse der hauptsächlich althochdeutschen und mittelhochdeutschen Textbelege basierend aufgebaut.⁴⁰

Am methodischen Ausgangspunkt stehen dabei zwei grundlegende Verarbeitungsstrategien: die Metaphorisierung (die Verwendung von Metaphern) und die Metonymisierung (die Verwendung von Metonymien) (vgl. DIEWALD 1997: 42). Sie beschränken sich nicht nur auf sprachliche Prozesse, sondern sie liegen auch Wahrnehmungen und Begriffsbildungen zugrunde. Beide kognitiven Prozesse spielen bei der Grammatikalisierung eine ausschlaggebende Rolle. Die Forschungsrichtung der Grammatikalisierung versucht zu erklären, inwiefern grammatische Zeichen aus dem Lexem entstehen, und inwieweit die Funktionen der bereits bestehenden grammatischen Formen noch ‘grammatischer’ werden. Es ist anzunehmen, dass dieser Ansatz auch für eine ‘höchst’ grammatische Form, den Genitiv, gültig ist, denn die Bezeichnung des Genitivs für die Partitivität kann als noch ‘lexikalischer’ betrachtet werden als seine attributive Funktion. Diese besteht in der Verbindung zweier Nomina und ist damit eine sehr abstrakte Deutung des Genitivs (vgl. BALLWEG 1998: 164). Die Suche nach den verborgenen Funktionen des Genitivs beginnt daher mit dem sogenannten partitiven Genitiv. Es wird gezeigt, dass er eine Basis für weitere Funktionsentwicklungen ist. Es wird aber auch versucht zu erklären, dass er einen Vorläufer hat. Anhand einer semantisch orientierten Beschreibung für den Genitiv im Deutschen einen Beitrag zur Grammatikalisierungsforschung zu leisten, ist ein weiteres Ziel der vorliegenden Arbeit.

1.2 Aufbau der Arbeit

Die vorliegende Arbeit besteht aus drei großen inhaltsbezogenen Kapiteln. Kapitel 2 und 3 beziehen sich auf den adverbalen Genitiv, Kapitel 4 beschäftigt sich mit dem adnominalen Genitiv. Jedes Kapitel wird durch einen Überblick eingeleitet und mit einer kurzen Zusammenfassung abgeschlossen.

⁴⁰ Es werden auch das Gotische, Altsächsische und Frühneuhochdeutsche Objekt der Analyse. Das Gotische gilt nicht als Vorfahre des heutigen Deutschen (BRAUNE²⁰ 2004: 5). Das Altsächsische unterscheidet sich vom Althochdeutschen, das eine Sammelbezeichnung für Einzeldialekte (Bairisch, Alemannisch, Ostfränkisch, Südrheinfränkisch, Rheinfränkisch und Mittelfränkisch) ist, in dem Punkt, dass es nicht der Zweiten Lautverschiebung unterliegt (ERNST 2006: 60, 96).

Das zweite Kapitel beginnt mit dem partitiven Genitiv als Verbalobjekt. Der Genitiv alterniert mit dem Akkusativ, um einen Teil eines Gegenstandes auszudrücken. Die im Genitiv stehenden Substantive beziehen sich jedoch nicht immer auf substantiell homogene Entitäten wie *Wasser* oder *Brot*, die damit zur Bezeichnung ‘partitiv’ geeignet sind. Dieses Kapitel setzt sich mit der Wechselwirkung unterschiedlicher Konzepte auseinander, die unter dem partitiven Genitiv zu finden sind. Durch die Untersuchung des Genitivs beim althochdeutschen Verb (*gi-)**trinkan* (‘trinken’) wird festgestellt, dass der Genitiv dabei stets einen Behälter im weiteren Sinne wie *Kelch* oder *Brunnen* bezeichnet, aus dem etwas getrunken wird. Dieses Ergebnis lässt vermuten, dass der Genitiv ursprünglich eine ablativische Funktion hatte. Dafür spricht auch, dass der Genitiv bei Verben der Trennung im übertragenen Sinne den Trennungsort bezeichnet.⁴¹ In diesem Kapitel wird die Ausgangsthese aufgestellt, dass die partitive Funktion des Genitivs von der ablativischen ableitbar ist.

Im dritten Kapitel steht der Objektsgenitiv im Mittelpunkt der Betrachtung. Es handelt sich hierbei um die Genitive, die bei bestimmten Verbgruppen vorkommen, z.B. bei Verben der Beschuldigung oder bei Gemütsbewegungsverben. Anders als der partitive Genitiv alternieren diese Genitive zum großen Teil nicht mit dem Akkusativ, d.h. sie sind als feste Ergänzungen der Verben aufzufassen. Das Hauptanliegen dieses Kapitels besteht darin, die semantischen Funktionen des Objektsgenitivs herauszuarbeiten. Als Anhaltspunkt wird BEHAGHELS (1923) Klassifizierung der Verben genommen, die den Genitiv erfordern. Eine solche Verbgruppe sind die ‘Ziel’-Verben, z.B. *wünschen*, *begehr*, *bitten* im Althochdeutschen. In diesem Punkt wird die Theorie einer metaphorischen Verwendung des partitiven Genitivs vorgeschlagen, der sich eigentlich auf als homogen betrachtete Entitäten bezieht. In diesem Kapitel wird auch der kausale Genitiv thematisiert, der eine veranlassende Entität der Verbalhandlung darstellt. Außerdem wird der Genitiv mit instrumentalen Bedeutungsnuancen besprochen. Am Ende dieses Kapitels wird die Frage behandelt, woher die kausale Funktion des Genitivs kommt.

Das vierte Kapitel wendet sich dem adnominalen Genitiv zu. Nach dem Hinweis OUBOUZARS (1997) wird in der Erörterung der sogenannte Genitivus partitus von den anderen nichtpartitiven Genitiven unterschieden, weil er den Inhalt bezeichnet, dessen (Teil-)Menge durch das Bezugsnomen quantifiziert wird (z.B. *die Hälfte des Kuchens*). In diesem Abschnitt wird primär der Frage nachgegangen, wie die quantitative Konstruktion ‘quantitatives Nomen + Nominalphrase im Genitiv’ entstanden ist. Als nächstes steht der Genitivus partitus bei den althochdeutschen Indefinitpronomina *wiht* (‘etwas’) und *niawiht* (‘nichts’) im Mittelpunkt. Auffallend ist, dass die beiden Konstruktionen, die jeweils ‘irgendein X’ bzw. ‘kein X’ bezeichnen, im Skopus der unmittelbar vor dem Verb stehenden

⁴¹ Eines der bis heute erhaltenen Trennungsverben mit dem Genitiv ist *berauben*, z.B. *sie wurde des gesamten Schmuckes beraubt*. Hier kann das Verbalereignis folgendermaßen konzeptualisiert werden: Die Subjektperson wird von dem Schmuck getrennt.

Negationspartikel *ni* die Negation verstärken können. In diesem Zusammenhang sind konzeptuelle Grundlagen, die hinter den sprachlichen Konstruktionen verborgen sind, von Interesse. Im Gegensatz zum Genitivus partitivus sind nichtpartitive Genitive zunächst als Attribut eines Substantivs aufzufassen. Statt einer Klassifizierung semantischer Relationen zwischen dem Genitiv und dem Bezugsnomen, die vielleicht zu erwarten wäre, rücken hier semantische Merkmale, die auf die Links- oder Rechtsposition des Genitivs in Relation zum Bezugsnomen wirken, in den Vordergrund. Zum Abschluss dieses vierten Kapitels wird versucht zu erklären, auf welcher konzeptuellen Struktur die Attributkonstruktion zweier Nomina aufbaut.

Das Schlusskapitel beginnt zunächst mit einer Zusammenschau der Funktionen des Genitivs, die in den vorangegangenen Kapiteln erörtert wurden. Im Anschluss hieran wird eine unifizierende Beschreibung der Funktionen versucht. Als Abschluss wird ein Blick auf die verbleibenden Fragen geworfen.